

Nicht wie Mutter

Gleich zweimal an einem Tage wurde ich darauf gestoßen, nachmittags am Fernsehen und abends im Theater: die Mutter ist kein Vorbild für die „jungen Mädchen“. So wie die Mutter wollen sie nicht werden.

„Mariannes Hochzeit“ Uraufführung in der Werkstatt des berliner Schiller-Theaters

Das ist ein Stück von zwei jungen Franzosen, Claudine Fievet und Jean-Paul Wenzel, die versuchen, mit knappen Szenen typische Haltungen und Handlungen vorzuführen, die eher verbergen als deutlich machen, was an menschlicher Not und daraus resultierender Deformation dahintersteckt. Es sind elsässische Arbeiter, die in ihrem häuslichen Alltag gezeigt werden. In diesen Alltag, in diese Monotonie und ständige Müdigkeit ist das, was draußen in der Welt, vor allem natürlich in der Arbeitswelt vorgeht, hineinverwoben. Es ist so zugehörig, daß es kaum ausgesprochen wird: die schlimmen Arbeitsbedingungen in der Fabrik, die allmähliche Steigerung zum Streik, zur Aussperrung, zur Fabrikbesetzung bei LIP. Und die Wirkungen auf das Leben der Menschen sind einfach da, ohne diskutiert zu werden.

In dem Gespräch, das anschließend an die Aufführung zwischen Regisseur und Schauspielern einerseits und Publikum andererseits stattfand, wurde deutlich, daß dieses einfache Zeigen der Alltags-Rituale als langweilig und nicht aufschlußreich genug empfunden wurde. So war es für die Zuschauer nicht leicht, die Entwicklung von Marianne, der 26jährigen Arbeiterin wahrzunehmen: wie sie die ruhige Bahn zum kleinen Aufstieg ins Büro und zur Ehe, zur eigenen Familie verläßt zugunsten der unsicheren Existenz einer unverheirateten Frau mit Kind, die aus dem Elternhaus weggeht. Marianne lernt das aus den Vorgängen in der Fabrik, dem Streik bei LIP, wo eigene Entscheidungen die Arbeiterinnen zu selbständigem Handeln befähigen, und sie lernt das in der Konfrontation mit der Mutter, die es nur für und durch die Anderen gibt, die nichts fordert und darum auch nichts bekommt, die nicht wagt, Konsequenzen aus den Ereignissen im Haus und draußen zu ziehen. Vielleicht bedauert Marianne die Mutter, vielleicht mag sie sie; aber ihr ist schließlich klar: so will sie nicht leben! Mariannes Hochzeit findet nicht statt.



„Acht Jahrzehnte im Leben der Frau“

Neue Fernseh-Reihe des Familien-Programms

In der ersten Folge dieser Serie, die Frauen aller Altersklassen porträtiert, waren die Fünfzehnjährigen dran, die Mädchen um 1900 gegenübergestellt den Halberwachsenen von heute. Um da gleich von den Müttern zu sprechen: die kamen nicht gut weg. Die Mütter um 1900 natürlich sowieso nicht, die völlig eingepaßt in die Männerwelt ihre Frauenrolle spielten und ihren Töchtern ein entsprechendes Vorbild waren. Aber auch die Mütter der Fünfzehnjährigen von heute machten keinen guten Eindruck. Sie erschienen nicht im Bild, waren aber in den Erzählungen der Mädchen sehr gegenwärtig. Natürlich sind diese Mütter nicht mehr die untertanen Haus- und Ehefrauen von einst. Aber noch immer versuchen sie, die Töchter mundtot zu machen, da sie ja „alles schon wissen“, weil sie „das Leben kennen“, das ja „so und nicht anders“ verläuft. Das Bedürfnis der Fünfzehnjährigen, der Mutter vertrauen zu können und von ihr ernstgenommen zu werden, kam ganz stark zum Ausdruck. Wie gut wäre es, wenn die Mütter nicht resignierten, wenn sie ihren Töchtern nicht von vornherein die Hoffnung, anders zu leben, anders zu sein, abblockten! Vielleicht läßt es sich wirklich nicht vermeiden, daß sich die Tochter von der Mutter absetzt wie der Sohn vom Vater? Wenn die Bedingungen verändert werden sollen, unter denen wir Mütter leben, unter denen wir es so schwer haben, müssen die Konflikte ausgetragen werden. Mütter und Töchter sitzen schließlich als Frauen im gleichen Boot, oft – ohne es sich klar zu machen.

Die Fähigkeit der Mädchen, sich selbst zu sehen und darzustellen, zeigte sich eindrucksvoll in den von Schülerinnen einer Berliner Realschule ausgedachten und gespielten Szenen aus ihrem Leben. Verblüffend nüchtern und sachlich zeigten sie Situationen, die für sie schwierig sind im Zusammenleben mit Älteren und natürlich auch mit den gleichaltrigen Jungen. Ebenso unbefangen äußerten sie sich zu den Fragen, die der Regisseur Michael Strauven ihnen stellte: die Gleichberechtigung ist ihnen selbstverständlich. Politik interessiert sie nicht, ihr Interesse konzentriert sich auf die Berufsausbildung. Aber mit der Eintönigkeit des Lebens, das die Erwachsenen führen, wollen sich doch nicht alle von vornherein abfinden. Vielleicht wäre es gut gewesen, hier auch die Mütter reden zu lassen.

Daneben waren die historischen Szenen trotz allen Bemühens um Bild-, Kostüm- und Texttreue nur mäßig interessant, so etwas kann mit Zeichentrick-Filmen viel unterhaltbarer dargestellt werden. Aufklärung muß nicht unbedingt langweilig sein.

Die nächste Folge der Reihe, auf die ich gespannt bin, wird sich mit den 25jährigen Frauen befassen. Sie kommt am 3. März, 16.20 Uhr (ARD).

Jo Wünsche



**WIR BESITZEN
VIELE MITTEL
UM UNS SELBER
AUSZUDRÜCKEN**

FRAUEN KUNST

Frauenkunst – dieser Name war einer berliner Gruppe anfangs selbst problematisch. Aber es war weniger die Frage nach einer spezifischen weiblichen Ästhetik, die die Gruppe zusammenführte, sondern der Anspruch, daß Kunst für alle Frauen da sei. Frauen sollten alles – auch die Kunst für sich entdecken.

Seit dem Sommer '76 haben wir uns (hauptsächlich über das Frauenzentrum) zusammengefunden – zunächst einmal aus dem Bedürfnis heraus, innerhalb der Frauenbewegung zu arbeiten, besonders aber durch unser gemeinsames Interesse, uns mit etwas „Handfestem“ zu beschäftigen, uns mit Farben, Pinsel, Leinwand, Bleistift, Papier, Schere, Kleber, Holz, Ton und Kamera auszudrücken und

nicht zuletzt dabei Spaß zu haben.

Mittlerweile besteht die Gruppe aus 11 Frauen zwischen 19 und 34, sechs von uns sind berufstätig bzw. Hausfrauen, die anderen befinden sich noch in der Ausbildung; zum großen Teil haben unsere Tätigkeiten jedoch nichts mit Kunst zu tun. Einige von uns hatten schon vorher in anderen Frauengruppen gearbeitet, andere noch gar nicht – einig waren wir uns aber in dem Punkt, daß wir über gemeinsames Tun und vermittelt durch gemeinsame Erfahrungen am besten eigene Probleme in die Gruppe einbringen könnten.

Schon bei den ersten Treffen ergaben sich dafür ganz gute A sätze:

Einmal kamen wir ganz spontan, ohne große Diskussion auf die Idee, uns selbst vorm Spiegel zu zeichnen. Natürlich wurden Einwände laut wie „Ich kann das nicht“ – „Ich habe noch nie ein